

29. SONNTAG IM JAHRESKREIS A

Lesungen: Jes 45, 1.4-6 / 1 Thess 1,1-5b

Evangelium: Mt 22, 15-21

Predigt

I

Wo liegt denn das Problem, welches da die Pharisäer haben? – mögen sich einige fragen.



Wie die Helvetia auf den 50-er, 1 und 2 Fr. Münzen eingeprägt ist, beim Fünfliber, der Wilhelm Tell, so war auf der römischen Münze das Bild des Kaisers eingeprägt. Bei der Gründung des schweizerischen Bundesstaates 1848 musste eine gewisse Helvetia als Identifikationsfigur erhalten.

Ob es den Wilhelm Tell so gab, wie wir Älteren ihn kennen, bleibe dahingestellt. Jedenfalls nehmen wir die Figuren nicht für bare Münze, im Gegensatz zu den Münzen selbst.

Dass für die Pharisäer die Münzen wirklich ein Problem waren, können wir aber kaum nachvollziehen.

Bei uns spielt die Unterscheidung - heilig, weltlich – kaum mehr eine Rolle.

In unserer Zeit ist kaum mehr etwas heilig, im Gegensatz zu den Pharisäern von damals. Sie versuchten, mit Geboten und Vorschriften den Glauben an den einen Gott schützen. Sich vom Heidnischen fernhalten war Pflicht. Juden durften z.B. kein Haus eines Römers betreten.

Deshalb wurde für sie die Münze mit dem Bildnis des Kaisers, welche sie zur Hand nehmen mussten, zum Problem.

Es gehörte zur fiesen Form der Machtdemonstration der römischen Besatzungsmacht, dass die Menschen dazu gezwungen wurden, sich religiös zu verunreinigen, wenn sie eine römische Münze in die Hand nahmen.

Doch Geld gehört nun mal zum Alltag, wie die Steuerrechnung auch.

Jesus geht über diese Verbotsmoral hinaus:

Anerkennen, dass Gott der Herr aller Mächte und Gewalten ist, ist keine Frage von Vorschriften, sondern eine Frage des Herzens, der inneren Überzeugung.

Das wird schon deutlich in der ersten Lesung: Kyros war der gefürchtete Herrscher Persiens. Aus der Sicht des Propheten Jesaja ist er jedoch nicht mehr als ein Werkzeug in der Hand Gottes.

Im Vertrauen auf diesen Gott kann Jesus ruhigen Herzens sagen:

«Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört.»

Wie wir das Glaubensbekenntnis beten, so beten die Juden am Morgen das 'Schema Israel' – «Höre Israel, unser Gott, ist der Einzige».

Wer daran glaubt, wirklich glaubt, und nicht einfach ein Gebet rezitiert, weil es vorgeschrieben ist, dem kann es egal sein, wem er die Steuer bezahlt.

Keiner, nicht einmal der Kaiser, ist Herr über alles.

Von den Pharisäern berichtet das Evangelium, dass sie nachdenklich weggingen.

Ihre Fangfrage wurde zu einer Anfrage an ihren eigenen Glauben.

II

Glauben, das zeigt mir diese Geschichte, ist eine ständige Auseinandersetzung mit der Tradition, aber auch mit den Menschen, die versuchen, aus dem Glauben heraus zu leben.

Diese Geschichte führt mich an eine Thematik heran, die mich schon längere Zeit beschäftigt.

In den Evangelien kommen die Pharisäer immer schlecht weg - zu Unrecht.

Sie verkörpern einen Menschentyp, wie es ihn heute noch gibt.

Sie versuchen einer komplexen Situation mit genauen Regeln zu begegnen.

Das Leben ist kompliziert.

Einfache Lösungen gibt es nicht. Das gilt auch für heute.

Mit genauen Regeln und Vorschriften wird z.B. versucht, die Corona-Seuche im Schach zu halten.

Das gilt aber auch für viele andere Bereiche.

Man versucht, mit möglichst genauen Regeln und Vorschriften die Situation in den Griff zu bekommen.

Es gibt so viel Regeln, dass man garantiert irgendeine verletzt.

In irgendeinen Fettnapf tappt man immer.

Das ist der wunde Punkt, den Paulus in seinen Briefen kritisiert:

Es gab im Judentum die Meinung: In dem Moment, wo sich alle Menschen an alle Regeln und Vorschriften halten, erscheint der Messias.

Paulus wehrt sich vehement gegen diese Illusion.

In Jesus und durch Jesus ist der Messias, Christus, schon gekommen; aus Gnade, als Geschenk Gottes und nicht durch unsere Leistung.

Paulus setzt der Gesetzesfrömmigkeit immer wieder die Gnade gegenüber, die uns durch Christus von Gott geschenkt ist.

Diese alte pharisäische Gesetzesfrömmigkeit kommt in unserer säkularen Welt als Idealismus daher.

Man klammert sich an die Überzeugung:

Wenn alle Menschen sich einmal an alle Gesetze halten, würde alles gut.

Wenn alle Menschen dieselben Ideale pflegen, dann entstehe eine solidarische, tolerante, gerechte und nachhaltig klimaschonende Welt.

Es ist aber keine Glaubensfrage, sondern eine Frage der Logik:

Dass Gesetze nötig sind, zeigt auf, dass der Mensch nicht vollkommen, theologisch gesprochen – ein Sünder ist.

Gesetze müssen formuliert werden, weil wir Menschen nicht intuitiv und automatisch das Richtige tun.

«Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.» - das schrieb schon der antike Philosoph Aristoteles.

Aus Unvollkommenem kann nichts Vollkommenes entstehen.

Fromm gesagt: aus der Sünde heraus kann kein Paradies geschaffen werden.

Das ist der Fehler des Idealismus, zu glauben, wir könnten aus Eigenleistung eine gerechte Welt konstruieren.

Es ist derselbe Fehler, den Paulus bei den Pharisäern kritisiert: die Gesetzesfrömmigkeit.

Martin Luther, der Reformator, bezeichnete dies als Werkgerechtigkeit und setzte dieser, wie Paulus, die Gnade gegenüber, die uns durch Jesus geschenkt ist.

Sola gratia, die Gnade allein, sagte Luther immer wieder.

Gnade, lateinisch 'gratia'; davon leitet sich das Wort gratis ab.

Alles ist uns von Gott geschenkt, ist gratis.

Jesus lebt aus dieser Überzeugung heraus:

auch der Kaiser hat seine Macht nur geschenkt bekommen.

Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde ist der Schenkende.

Auf ihn sollen wir ausgerichtet bleiben:

«Gebt Gott, was Gott gehört!» - sagt Jesus.

III

Welche Konsequenzen ziehen wir aus all dem:

«Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört.» - sagt Jesus.

Tun wir, so gut es geht, das, was in unseren Möglichkeiten steht, aber machen wir uns keine Illusionen, wir könnten die Welt retten.

Bleiben wir uns bewusst:

wir können keine vollkommene Welt erschaffen.

Wir haben nicht für alles eine Lösung.

Gott ist es, der uns Erlösung schenkt, gratis, allein aus Gnade.

Gott ist es, der uns Erlösung schenkt, wenn all unsere Lösungsversuche scheitern.

Darum öffnen wir unser Herz erst einmal für ihn:
Geben wir Gott, was Gott gehört.
Versuchen wir immer, uns selbst ihm zu überlassen.

Erich Guntli